

Sonntag Judika, 29.3.2020

Bibeltext der Woche: Hebräer 13, 12-14

„So ist auch Jesus außerhalb der Stadt gestorben, um durch sein Blut das Volk rein zu machen. Darum wollen wir zu ihm vor das Lager hinaus gehen und die Schande mit ihm teilen. Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“

Lied der Woche: EG 97, 1-6 Holz auf Jesu Schulter

1) Holz auf Jesu Schulter, von der Welt verflucht,
ward zum Baum des Lebens und bringt gute Frucht.
Kyrie eleison, sieht, wohin wir gehn.
Ruf uns aus den Toten, lass uns auferstehn.

2) Wollen wir Gott bitten, dass auf unserer Fahrt,
Friede unsre Seelen und die Welt bewahrt.
Kyrie eleison, sieht, wohin wir gehn.
Ruf uns aus den Toten, lass uns auferstehn.

3) Denn die Erde klagt uns an bei Tag und Nacht.
Doch der Himmel sagt uns: Alles ist vollbracht.
Kyrie eleison, sieht, wohin wir gehn.
Ruf uns aus den Toten, lass uns auferstehn.

4) Wollen wir Gott loben, leben aus dem Licht.
Streng ist seine Güte, gnädig sein Gericht!
Kyrie eleison, sieht, wohin wir gehn.
Ruf uns aus den Toten, lass uns auferstehn.

5) Denn die Erde jagt uns auf den Abgrund zu:
Doch der Himmel fragt uns: Warum zweifelst du?
Kyrie eleison, sieht, wohin wir gehn.
Ruf uns aus den Toten, lass uns auferstehn.

6) Hart auf deiner Schulter lag das Kreuz , o Herr,
ward zum Baum des Lebens, ist von Früchten schwer.
Kyrie eleison, sieht, wohin wir gehn.
Ruf uns aus den Toten, lass uns auferstehn.

Predigt (Predigttext Hebr. 13, 12-14)

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da war und der da ist und der da kommt.
Amen.

Liebe Gemeinde!

Lüneburg war im Mittelalter eine reiche und mächtige Stadt. Das lag an der salzigen Quelle, die seit Urzeiten innerhalb der Stadtgrenzen ans Tageslicht kommt. Vor ungefähr 1.000 Jahren begann man nun, diese Quelle zur Salzgewinnung zu nutzen, indem man das Wasser verdampfte. Das so gewonnene wertvolle Salz wurde mit Kähnen nach Lübeck gebracht und von dort aus im ganzen Ostseeraum verkauft.

Die Bewohner Lüneburgs erreichten durch den Salzverkauf besondere soziale Absicherung. Die Patriziergeschlechter der Stadt kamen zu Reichtum, die Arbeiter hatten ein

gesichertes Auskommen, die Handwerker hatten genug Arbeit.

Doch die Macht Lüneburgs bot nicht allen Bewohnern Vorteile. Die Stadt war von einer hohen Mauer umgeben, die ursprünglich den Bewohnern Schutz vor Feinden bieten sollte. Doch bald wurden Gesetze erlassen, wer innerhalb der Mauern leben durfte und wer nicht. Diese Gesetze waren streng: Die Todkranken zum Beispiel mussten die Stadt verlassen. Man versah sie mit den Sterbesakramenten und siedelte sie in einer Siechensiedlung an. Nach draußen - vor die Stadt - wurden also die verbannt, mit denen man nicht gern in Berührung kommen wollte.

Dies war nicht nur im Lüneburg des 13. Jahrhunderts so, auch im Jerusalem zur Zeit Jesu handelte man so: Kranke, besonders Leprakranke - Aussätzige wurden sie genannt - wurden vor der Stadt angesiedelt. Und auch Hinrichtungen fanden vor den Toren der Stadt - auf Golgatha - statt. So wissen wir es aus den Evangelien, die uns den Tod Jesu überliefern, so lesen wir es auch im heutigen Predigttext im Hebräerbrief:

„So ist auch Jesus außerhalb der Stadt gestorben, um durch sein Blut das Volk rein zu machen. Darum wollen wir zu ihm vor das Lager hinaus gehen und die Schande mit ihm teilen. Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“

Draußen vor der Stadt wird Jesus gekreuzigt, darauf legt der Hebräerbrief besonderen Wert. Draußen, also dort, wo die Verbannten leben, außerhalb der Sicherheit, die die Stadtmauern bieten, dort findet die Kreuzigung statt. Und der Hebräerbrief benennt diese Kreuzigung ganz deutlich als Schande, die Jesus ganz bewusst auf sich genommen hat. Er **ist** nach draußen, zu den Ausgestoßenen, gegangen, ist also einer von ihnen geworden.

Der Gegensatz zwischen drinnen und draußen, zwischen innerhalb des festen Gefüges einer Gruppe und außerhalb der Gemeinschaft ist für den Verfasser des Hebräerbriefes sehr wichtig. Jesus war für ihn der erste, der den Schritt nach draußen, aus der festen Gruppe hinaus, getan hat. Und er sieht die Notwendigkeit, dass Christinnen und Christen dies auch tun, dass sie dies **immer wieder** tun.

Zu der Zeit, als der Hebräerbrief geschrieben wurde, wurde die Abspaltung der Christen von den Juden deutlich sichtbar.

In der ersten Zeit nach Jesu Tod, da besuchten seine Anhänger ganz selbstverständlich die Synagogengottesdienste. Doch bald schon zeigte sich, dass die Christen eine ganz andere Meinung zu wichtigen Punkten des jüdischen Glaubens hatten. Das Bestreben der Christen ging beispielsweise dahin, auch unter den Nichtjuden Anhänger zu gewinnen. Diese sogenannte Heidenmission war den frommen Juden ein Dorn im Auge.

So zogen es die Christen zur Zeit des Hebräerbriefes vor, die schützende Gemeinschaft des Judentums zu verlassen und als Glaubensgemeinschaft ihren eigenen Weg zu

gehen. Sie nahmen also, wie der Hebräerbrief es formuliert, „die Schande Jesu“ auf sich, sie zogen sich aus der sicheren, schützenden Gemeinschaft zurück: sie verließen das Lager. Die Folge davon war, dass die Christen schon bald schweren Verfolgungen ausgesetzt waren. Viele von denen, die damals aus dem Lager herausgetreten waren, erlebten wie Jesus Folter und Tod. Sie wurden selbst zu Opfern, die sich außerhalb der schützenden Mauern befanden.

Heute, in unserem Land, werden wir als Christinnen und Christen nicht mehr verfolgt. Heute sind wir wegen unseres Glaubens nicht mehr die Opfer. Aber es gibt sie dennoch, diejenigen, die sich außerhalb der verschiedenen Gruppen befinden und die darunter zu leiden haben. Das Muster, nach dem solch ein Ausschluss vor sich geht, das ist noch genauso wie zur Zeit des Hebräerbriefes: Die Mehrheit schließt sich zusammen und bildet eine feste Gruppe, das Lager, aus dem einzelne ausgesperrt werden.

Und dieses Muster funktioniert immer noch, im Großen wie im Kleinen. Der Hebräerbrief sagt uns, dass wir als Christinnen und Christen dem entgegentreten sollen: „Darum wollen wir zu Jesus vor das Lager hinaus gehen“. Wir werden durch diese Worte darauf hingewiesen, dass wir die Opfer nicht allein lassen sollen. Denn wer sich zu den Opfern wendet, der trifft auf Jesus.

Nun gibt es bei uns keine Lager mehr außerhalb der Stadt, in denen die Kranken isoliert leben, wie es früher üblich war. Aber isoliert sind ja derzeit viele Menschen wegen der Coronakrise. Die bestehenden Verbote, deren Sinn es ist, durch Einschränken der sozialen Kontakte die Ausbreitung des Virus zu verlangsamen, erscheinen uns nachvollziehbar und sinnvoll. Ebenso wie die häusliche Isolation, wenn man Kontakt zu einem möglicherweise Erkrankten hatte, oder die Quarantäne, wenn jemand tatsächlich erkrankt ist. Aber diese Maßnahmen einzuhalten fällt oft so schwer, besonders, wenn man an Betretungsverbote von Altenheimen und Krankenhäusern denkt, oder an die Beschränkung der Personenzahlen bei Trauerfeiern, die auch nur noch auf dem Friedhof stattfinden dürfen.

Isolation gibt es also gerade heute, in unserer modernen Welt, und die Menschen leiden darunter. Opfer der derzeitigen Situation, die gibt es genug – auch wenn es bei uns in Deutschland bisher nicht so viele schwere Erkrankungen und Todesfälle gibt wie in anderen Ländern.

Diese Menschen, die jetzt besonders leiden, die sollen wir nicht allein lassen, denen sollen wir uns jetzt besonders zuwenden. Wir können zwar nicht direkt zu den Menschen gehen, aber symbolische Aktionen, die Nähe bei aller derzeit nötigen Distanz verdeutlichen, gibt es viele.

So ist das abendliche Singen des Chorals „Der Mond ist aufgegangen“ um 19 Uhr im Garten, auf dem Balkon oder am offenen Fenster ein schönes Signal der Gemeinschaft und des christlichen Glaubens, die uns gerade jetzt tragen sollen und werden. Besonders die

weniger bekannten Strophen bekommen derzeit eine wichtige und tiefe Bedeutung, finde ich. Es tut auch gut, abends um 20 Uhr eine Kerze im Fenster oder vor der Tür zu entzünden, und damit stärkende Gedanken und ein Gebet zu verbinden. Einkaufsdienste für gefährdete Personen, die angeboten werden, zeigen unsere menschliche und christliche Solidarität, die jetzt so wichtig ist. Auch Anrufe, die „einfach nur so“ getätigt werden oder Briefe, die mal wieder geschrieben werden – wenn möglich per Hand! – zeigen unsere Nähe und Verbundenheit trotz räumlicher Distanz.

Christliche Nächstenliebe können wir so ganz praktisch zeigen, indem wir erfindereich werden. Und dadurch auch ohne körperlich Nähe, aber im Geist, in der Liebe, im Glauben verbunden sind und bleiben. Und in der Hoffnung, dass wir alle gemeinsam diese schwere Zeit bewältigen werden, weil Gott uns dennoch nahe ist und uns Kraft schenken wird.

So auf Jesus schauen, unser Leben an ihm ausrichten, nach seinen Worten handeln, dazu ermuntert und ermutigt uns der Hebräerbrief. Und er gibt eine Hilfestellung, um auch mit der Vergänglichkeit zu leben:

„Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“

Es gibt keine bleibende Stadt, das wird auch am erwähnten Beispiel Lüneburgs sichtbar. Die salzige Quelle, die einst der Stadt zu solchem Reichtum verholfen hat, diese Quelle spült an den Salzstöcken unter der Stadt und damit an ihren Fundamenten. Der Boden senkt sich, Häuser müssen abgerissen werden. Und auch der Reichtum der Stadt hatte keinen Bestand. Heute ist Lüneburg eine schöne Kleinstadt, aber ihre Bedeutung für den Salzhandel und damit ihre Macht gehören längst vergangenen Zeiten an.

„Wir haben hier keine bleibende Stadt“, das bedeutet für uns, dass alles, auf das wir Menschen uns gern zurück ziehen wollen an materieller und sozialer Sicherheit letztlich keinen Bestand hat. Nichts, was wir uns eingerichtet, was wir uns aufgebaut haben, wird ewig bleiben. Und das merken wir gerade in diesen Wochen besonders!

Denn es zeigt sich, dass viele Sicherheiten trügerisch sind; dass vieles, was uns so unendlich wichtig erscheint, plötzlich infrage gestellt wird; dass „vieles, was uns wie selbstverständlich erschien“ momentan fragwürdig wird, wie Landesbischof Ralf Meister es formuliert hat.

Das wird uns derzeit besonders bewusst, im Grunde genommen ist es aber eine Erfahrung, die wir das ganze Leben hindurch machen: Wir verlassen die Eltern, um erwachsen zu werden. Wir lassen Lebensphasen hinter uns, wenn wir uns verändern. Wir werden älter und das bedeutet die Einbuße unserer körperlichen Leistungsfähigkeit. Liebesbeziehungen, Freundschaften verändern sich. Wir müssen von lieb gewonnenen Menschen Abschied nehmen - für eine gewisse Zeit, aber auch auf Dauer. Wir müssen lernen, mit dem Schmerz und der Trauer, die wir aufgrund der Vergänglichkeit immer wieder empfinden, zu

leben.

Dieses Leben-lernen mit dem Verlust fällt schwer, das wusste auch der Verfasser des Hebräerbriefes. Deshalb werden wir von ihm aufgefordert, den Blick von uns selbst abzuwenden. Wir können nicht immer nur uns selbst im Blick haben, wenn unser Leben gelingen soll. Nein, wir sollen unser Augenmerk stärker darauf richten, dass es neben uns Menschen gibt, die leiden. Wir sollen, so sagt es der Predigttext, „zu Jesus vor das Lager hinaus gehen“ und uns diesen leidenden Menschen zuwenden.

Tragen soll uns die Hoffnung, dass durch den Tod, den Jesus am Kreuz erlitten hat, für uns die Zukunft möglich wurde – trotz aller Dinge, die immer wieder infrage gestellt werden in unserem Leben.

Tragen soll uns die Hoffnung, dass durch diesen Tod die Ausgrenzungen, die wir immer erleben müssen, überwunden werden können, dass es kein drinnen und kein draußen mehr geben muss.

Tragen soll uns die Hoffnung, dass wir durch den Tod Jesu bei Gott eine beständige Zuflucht, eine bleibende Stadt haben. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere menschliche Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.